



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

FRANS DE WAAL

**DER MENSCH,
DER BONOBO UND
DIE ZEHN GEBOTE**

MORAL IST ÄLTER
ALS RELIGION

Aus dem Amerikanischen
von Cathrine Hornung

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»The Bonobo and the Atheist. In Search of Humanism
Among the Primates« im Verlag W. W. Norton & Company,
New York/London

© 2013 by Frans de Waal

Für die deutsche Ausgabe

© 2015 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Unter Verwendung eines Ausschnitts aus »Im Garten der Lüste«

von Hieronymus Bosch © Bridgeman Images

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

ISBN 978-3-608-98045-5

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der

Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische

Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Für Catherine, meine Lieblingsprimatin

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1:	
Irdische Freuden	9
Kapitel 2:	
Woher kommt das Gute?	41
Kapitel 3:	
Bonobos im Familienstammbaum	81
Kapitel 4:	
Ist Gott tot oder nur im Koma?	117
Kapitel 5:	
Das Gleichnis vom guten Affen	155
Kapitel 6:	
Zehn Gebote zu viel	203
Kapitel 7:	
Die Gotteslücke	255
Kapitel 8:	
Bottom-up-Moralität	299
Danksagungen	323
Anmerkungen	327
Literatur	349
Abbildungsnachweise	365

Kapitel 1

Irdische Freuden

Wie? ist der Mensch nur ein Fehlgriff Gottes?

Oder Gott nur ein Fehlgriff des Menschen?

– Friedrich Nietzsche¹

Ich bin im niederländischen Den Bosch zur Welt gekommen, der Heimatstadt von Hieronymus Bosch, nach der sich der Maler genannt hat.² Das macht mich noch nicht zu einem Bosch-Experten, aber da ich mit der Statue des Künstlers auf dem Marktplatz aufgewachsen bin, habe ich seine surrealistischen Bildwelten, seinen Symbolismus und die Art und Weise, wie er die Menschheit unter dem schwindenden Einfluss Gottes im Universum verortet, immer gemocht.

Boschs berühmtes Triptychon *Der Garten der Lüste*, in dem sich unzählige nackte Figuren tummeln, ist eine Hommage an die paradiesische Unschuld. Die Szenerie der Mitteltafel, die dem dreiteiligen Altarbild seinen Namen gibt, ist viel zu fröhlich und entspannt, um der puritanischen Deutung von Kunsthistorikern gerecht zu werden, die darin ein Sinnbild für Verderbtheit und Sündhaftigkeit vermuten. Vielmehr wird die Menschheit hier frei von Schuld und Scham dargestellt – entweder vor dem Sündenfall, oder der Sündenfall ist überhaupt nicht vorgesehen. Für einen Primatologen wie mich sind die Nacktheit, die Anspielungen auf Sex und Fruchtbarkeit, die Fülle an Vögeln und Früchten und das Umherziehen in Gruppen etwas sehr Vertrautes, das eigentlich gar nicht nach einer

religiösen oder moralischen Interpretation verlangt. Bosch scheint uns in unserem Naturzustand gemalt zu haben, während er seine moralische Anschauung für den rechten Innenflügel des Triptychons (»Die Hölle«) aufgespart hat, wo aber meines Erachtens *nicht* die ausgelassenen Gestalten aus dem Mittelbild bestraft werden, sondern Mönche, Nonnen, Gefräßige, Glücksspieler, Trunkenbolde und andere Verdammte, die sich einer Todsünde schuldig gemacht haben. Bosch war kein Freund des Klerus und verurteilte dessen Habgier, was aus einem kleinen Detail im Höllenbild hervorgeht: Ein Mann wird von einem Schwein bedrängt, das den Schleier einer Dominikanernonne trägt. Offenbar versucht das Schwein, dem Mann eine Schenkung abzuluchsen. Wie es heißt, handelt es sich bei dieser armen Figur um ein Selbstbildnis des Künstlers.



Rechts unten im Höllenbild des Triptychons hat Hieronymus Bosch sich selbst abgebildet, wie er ein als Nonne gekleidetes Schwein abwehrt, das ihn mit Küssen zu verführen sucht. Offenbar will es ihn zu einem Ablasshandel bewegen (daher das Tintenfass, die Feder und ein Schriftstück, das wie eine Urkunde aussieht), indem es ihm als Gegenleistung für sein Vermögen ewiges Seelenheil in Aussicht stellt. Der *Garten der Lüste* entstand um 1504, also gut ein Jahrzehnt bevor Martin Luther solche Praktiken der Kirche öffentlich anprangerte.

Mehr als fünf Jahrhunderte später liefern wir uns noch immer erbitterte Gefechte darüber, welche Stellung die Religion in der Gesellschaft einnimmt. Wie zu Boschs Zeiten ist das zentrale Thema die Moral. Können wir uns eine Welt ohne Gott vorstellen? Und wäre das eine gute Welt? Glauben Sie bloß nicht, die aktuellen Fronten zwischen dem fundamentalistischen Christentum und der Wissenschaft würden durch unumstößliche Tatsachen abgesteckt. Um an der Evolution zu zweifeln, muss man gegen die vorliegenden Daten schlichtweg immun sein. Daher sind Bücher oder Dokumentarfilme, die Skeptiker überzeugen wollen, reine Zeitverschwendung. Wer sich darauf einlässt, profitiert von solchen Beiträgen, aber ihr Zielpublikum erreichen sie nicht. Wer glaubt, Moralität käme geradewege von Gott, dem Schöpfer, kann sich mit der Evolution nicht abfinden, weil sich sonst ein moralischer Abgrund auftun würde. Reverend Al Shapton hat es in einem Streitgespräch mit dem inzwischen verstorbenen Polemiker und Atheisten Christopher Hitchens so formuliert: »Wenn dem Universum keine Ordnung innewohnt und es kein Wesen, keine höhere Macht gibt, die diese Ordnung hergestellt hat, wer bestimmt dann, was richtig und was falsch ist? Wenn nichts und niemand dafür zuständig ist, gibt es auch nichts Unmoralisches.«³ Ähnliches habe ich von Leuten gehört, die in Anlehnung an Dostojewskis Iwan Karamasow folgerten: »Wenn es keinen Gott gibt, kann ich getrost hingehen und meine Nachbarin vergewaltigen!«

Vielleicht geht es ja nur mir so, aber mir sind Menschen suspekt, die nur durch ihr Glaubenssystem davon abgehalten werden, eine abscheuliche Tat zu begehen. Warum gehen wir nicht von der Annahme aus, dass unsere Humanität, einschließlich der Selbstkontrolle, die für eine lebenswerte Gesellschaft unerlässlich ist, in uns angelegt ist? Glaubt irgendwer im Ernst, unsere Vorfahren hätten keine sozialen Normen gehabt, bevor sie die Religion entdeckten? Haben sie nie einem Artgenossen geholfen, der in Not war? Haben sie sich nie über eine ungerechte Behandlung beschwert? Die

Menschen müssen ein Interesse daran gehabt haben, in funktionierenden Gemeinschaften zu leben, und zwar lange bevor die heutigen Religionen aufgekomen sind, was erst vor ein paar Tausend Jahren der Fall war. Diese Zeitspanne ist für Biologen ein Klacks.

Moral ohne Gott?

Mit dieser Frage begann im Oktober 2010 mein Blogeintrag auf der Webseite der *New York Times*, wo ich behauptete, Moralität sei schon vor der Religion da gewesen, und dass wir viel über ihre Ursprünge lernen können, wenn wir uns mit anderen Primaten befassen.⁴ Entgegen der üblichen blutrünstigen Vorstellungen von der Natur verfügen Tiere sehr wohl über Dispositionen, die wir als moralisch bezeichnen. Das deutet meiner Meinung nach darauf hin, dass Moralität keineswegs mit dem Menschen beginnt und, anders als wir vielleicht denken, keine ausschließlich menschliche Errungenschaft ist.

Da dies der Gegenstand des vorliegenden Buches ist, möchte ich auf die einzelnen Themen eingehen, die damit zusammenhängen, indem ich die Woche nach der Veröffentlichung meines Blogeintrags schildere. Kurz bevor ich zu einer Europareise aufbrach, nahm ich an einer Veranstaltung über Wissenschaft und Religion an der Emory University in Atlanta teil, wo ich arbeite. Anlass war ein Forum mit dem Dalai Lama über sein Lieblingsthema: Mitgefühl. Mit anderen mitzufühlen scheint mir eine hervorragende Empfehlung fürs Leben zu sein; daher begrüßte ich die Botschaft unseres ehrenvollen Gastes. In meiner Eigenschaft als erster Korreferent saß ich direkt neben dem Dalai Lama, umgeben von einem Meer aus roten und gelben Chrysanthemen. Man hatte mich instruiert, ihn mit »Eure Heiligkeit« anzureden und »Seine Heiligkeit« zu sagen, wenn ich von ihm in der dritten Person sprach. Das fand ich verwirrend und ich bemühte mich daher, sämtliche For-

men der Anrede zu vermeiden. Der Dalai Lama, einer der am meisten bewunderten Menschen auf diesem Planeten, zog als erstes seine Schuhe aus, ließ sich im Schneidersitz auf dem Stuhl nieder und setzte sich eine riesige Baseballkappe auf, die farblich genau auf sein orangerotes Gewand abgestimmt war. Mehr als dreitausend Menschen hingen an seinen Lippen. Was meinen Redebeitrag betraf, so hatten die Organisatoren mir im Vorfeld eingeschärft, dass niemand kommen würde, um *mich* zu hören, sondern dass alle nur wegen *seiner* Weisheiten dort sein würden.

Ich begann mit einem kurzen Überblick über die neuesten Erkenntnisse zu Altruismus in der Tierwelt. Zum Beispiel halten Affen einem Artgenossen von sich aus eine Klappe auf, um ihm Zugang zu Futter zu gewähren, selbst dann, wenn ihr eigener Futteranteil dadurch schrumpft. Kapuzineräffchen sind darauf aus, andere zu belohnen. Das wissen wir aus Versuchen, bei denen wir zwei Affen nebeneinandersetzen und einen von ihnen zwischen zwei verschiedenfarbigen Plastikchips (Token) wählen lassen. Für den einen Token bekommt nur der Affe eine Belohnung, der ihn ausgewählt hat, während der andere Token eine Belohnung für beide Affen nach sich zieht. Schon bald entscheiden sich die Affen für den »prosozialen« Token. Das geschieht nicht etwa aus Furcht, denn wie sich herausgestellt hat, sind die dominanten Affen, die am wenigsten zu fürchten haben, die großzügigsten.

Gute Taten kommen auch ganz spontan vor. Eine alte Schimpansendame, Peony, verbringt ihre Zeit zusammen mit anderen Schimpansen im Außengehege der Forschungsstation des Yerkes Primate Center. An schlechten Tagen, wenn ihr die Arthritis zu schaffen macht, fällt ihr das Laufen und Klettern schwer, aber die anderen Schimpansinnen helfen ihr. Peony versucht schnaufend und keuchend auf das Klettergerüst zu gelangen, wo sich mehrere Schimpansen zur Fellpflege (engl. *grooming*) versammelt haben. Eine andere Schimpansin, die nicht mit Peony verwandt ist, klettert hinter ihr her und schiebt sie unter gehöriger Kraftanstrengung mit

beiden Händen an ihrem üppigen Hinterteil nach oben, bis Peony bei der restlichen Gruppe angelangt ist.

Wir haben auch beobachtet, wie Peony sich erhob und langsam auf die Wasserzapfstelle zusteuerte, die in einiger Entfernung liegt. Manchmal wurde sie von jüngeren Schimpansinnen überholt, die etwas Wasser aufnahmen und es dann Peony brachten. Zuerst hatten wir keine Ahnung, was sie da taten. Wir sahen nur, wie eine Schimpansin ihren Mund auf den von Peony presste, aber nach einer Weile wurde uns klar, warum: Peony öffnete weit ihren Mund, und die jüngere Schimpansin spie das Wasser hinein.

Solche Beobachtungen fallen in ein neues Fachgebiet, das sich mit Empathie bei Tieren befasst, und zwar nicht nur bei Primaten, sondern auch bei Hunden, Elefanten und sogar bei Nagetieren. Ein typisches Beispiel ist, wie Schimpansen aufgebrachte Artgenossen beschwichtigen, indem sie sie umarmen und küssen. Dieses Verhalten ist so vorhersehbar, dass wir Tausende von Fällen dokumentiert haben. Säugetiere nehmen die Emotionen des anderen wahr und reagieren auf seine Bedürfnisse. Dass Menschen ihr Zuhause lieber mit fleischfressenden Pelzträgern teilen als mit Leguanen und Schildkröten, liegt einzig und allein daran, dass Säugetiere etwas geben, das kein Reptil je bieten kann: Sie geben Zuneigung, sie wollen Zuneigung, und sie reagieren auf unsere Emotionen, ebenso wie wir auf ihre.

Bis zu diesem Punkt hatte der Dalai Lama aufmerksam zugehört, aber jetzt hielt er seine Kappe hoch, um mich zu unterbrechen. Er wollte mehr über Schildkröten erfahren. Diese Tiere mag er besonders, weil es heißt, sie trügen die Welt auf ihrem Rücken. Das Oberhaupt der tibetischen Buddhisten wollte wissen, ob es auch unter Schildkröten so etwas wie Empathie gibt. Er schilderte, wie das Meeresschildkrötenweibchen an Land kriecht und die beste Stelle für die Eiablage wählt – bringt sie damit nicht ihre Sorge um das Wohl der künftigen Jungen zum Ausdruck? Der Dalai Lama fragte sich außerdem, wie die Mutter wohl reagieren würde, wenn sie spä-

ter einmal ihrem Nachwuchs begegnete. Für mich stellt sich dieser Vorgang folgendermaßen dar: Schildkröten sind darauf programmiert, einen Ort mit günstigen Brutbedingungen für ihr Gelege zu suchen. Zur Eiablage kehrt die Meeresschildkröte an den Strand ihrer Geburt zurück. Dort gräbt sie oberhalb der Hochwasserlinie eine Grube in den Sand, in die sie die Eier legt. Dann buddelt sie die Grube mit ihren Hinterflossen wieder sorgfältig zu und kehrt ins Meer zurück. Nach ein paar Monaten schlüpfen die Jungtiere und wuseln im Mondlicht zum Wasser. Ihre Mutter lernen sie nie kennen.

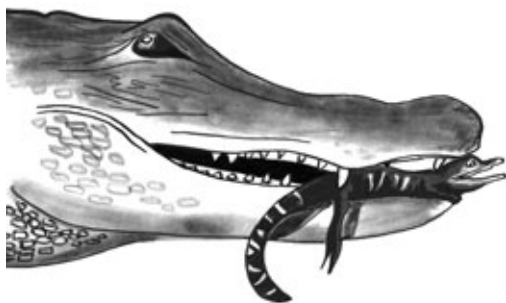
Empathie setzt voraus, dass man den anderen und seine Bedürfnisse wahrnimmt. Begonnen hat das vermutlich mit der elterlichen Fürsorge und Brutpflege, wie sie bei Säugetieren üblich ist, aber es gibt auch Belege für Empathie unter Vögeln. Einmal habe ich die Konrad-Lorenz-Forschungsstelle im niederösterreichischen Grünau besucht, wo in großen Volieren Raben gehalten werden. Das sind beeindruckende Vögel, vor allem, wenn sie auf deiner Schulter sitzen und du ihren mächtigen Schnabel aus nächster Nähe bewundern kannst! Das weckte bei mir Erinnerungen an die zahmen Dohlen, die ich als Student hielt: Diese Vögel gehören ebenfalls zur Familie der Rabenvögel, sind aber viel kleiner. In Grünau werden die Forscher mitunter Zeugen von spontanen Kämpfen unter den Raben. Dabei haben sie beobachtet, wie unbeteiligte Vögel auf ihre gestressten Artgenossen reagieren. Die Verlierer dieser Kämpfe können mit einer wohltuenden Gefiederpflege oder kleinen Schnabelstupsen von ihren Freunden rechnen. In derselben Forschungsstation wurden freilaufende Graugänse – Nachkommen der berühmten Schar, an der Lorenz seine Verhaltensforschung betrieb – mit Minisendern ausgestattet. Mithilfe von Telemetrie, also über Funk, wurde die Herzfrequenz der Gänse gemessen. Da jede erwachsene Gans einen Partner hat, kann man anhand dieser Messwerte Rückschlüsse auf ihre Empathie ziehen: Sobald eine Gans in einen Kampf verwickelt ist, beginnt das Herz ihres Partners zu ra-

sen, auch wenn dieser gar nicht involviert ist. Seine Herzfrequenz lässt jedoch erkennen, dass er aufgebracht ist. Auch Vögel können das Leid des anderen nachempfinden.⁵

Da sowohl Vögel als auch Säugetiere ein gewisses Maß an Empathie aufweisen, geht diese Fähigkeit vermutlich auf ihre gemeinsamen Vorfahren, die Reptilien, zurück. Allerdings trifft das nicht auf alle Reptilien zu, denn die meisten betreiben keine Brutpflege. Nach Paul McLean, dem amerikanischen Neurowissenschaftler, der das limbische System als den Sitz der Emotionen identifiziert hat, ist eines der sichersten Zeichen für eine fürsorgliche Haltung der Not-beziehungsweise »Suchruf« junger Tiere. Junge Affen machen das ständig: Wenn ihre Mutter sie zurücklässt, rufen sie so lange nach ihr, bis sie zurückkommt. Ihr Anblick ist herzerreißend, wie sie da auf einem Ast hocken und mit ihrem Schmolmund ununterbrochen Klagerufe (»K-u-u«) ausstoßen. MacLean hat darauf hingewiesen, dass dieser Suchruf bei den meisten Reptilien, etwa bei Schlangen, Eidechsen oder Schildkröten, fehlt.

Bei ein paar wenigen Reptilien ruft das Jungtier allerdings sehr wohl nach der Mutter, wenn es sich bedroht fühlt. Haben Sie schon mal einen Babyalligator festgehalten? Seien Sie vorsichtig, denn die Kleinen verfügen nicht nur über scharfe Zähne, sondern geben auch ein heiseres Bellen von sich, welches die Mutter dazu veranlassen könnte, wie ein Pfeil aus dem Wasser zu schießen. Sollten Sie je der Auffassung gewesen sein, Reptilien hätten keine Gefühle, werden Sie spätestens dann eines Besseren belehrt!

Ich erzählte das dem Dalai Lama und fügte hinzu, dass wir Empathie nur bei Tieren mit Bindungen erwarten können, und dass das nur bei wenigen Reptilien der Fall ist. Ich weiß nicht, ob er damit zufrieden war, denn eigentlich interessierten ihn ja die Schildkröten. Die sehen auch viel netter aus als die grimmigen Monster aus der Familie der Krokodile, mit ihren spitzen Zähnen. Allerdings kann die äußere Erscheinung auch täuschen. Manche Mitglieder dieser Familie nehmen ihre Jungen vorsichtig ins Maul oder



Nur wenige Reptilien betreiben Brutpflege, aber die Familie der Krokodile kümmert sich um den Nachwuchs. Ein Alligatorweibchen transportiert eines seiner Jungen wohlbehalten im Maul.

auf den Rücken, um sie an einen anderen Ort zu transportieren, und sie verteidigen sie gegen Angreifer. Manchmal lassen sie sich von den Sprösslingen sogar Fleischfetzen von Beutetieren aus dem Maul schnappen. Auch die Dinosaurier kümmerten sich um ihren Nachwuchs. Der Plesiosaurus, ein gigantisches Meeresreptil, war möglicherweise sogar lebendgebärend und brachte nur ein einzelnes Jungtier im Wasser zur Welt, ähnlich wie heute die Wale. Nach allem, was wir wissen, wirkt sich die Zahl der Jungtiere auf die Qualität der Brutpflege aus: Je weniger Junge ein Tier hat, umso besser kümmert es sich um sie, weswegen man davon ausgeht, dass Plesiosaurier fürsorgliche Eltern waren. Übrigens gilt das auch für Vögel, die aus wissenschaftlicher Sicht nichts anderes sind als gefiederte Dinosaurier.

Der Dalai Lama hakte nach: Wie es denn um die Empathie bei Schmetterlingen bestellt sei? Da konnte ich mir eine scherzhafte Bemerkung nicht verkneifen: »Die haben keine Zeit für so etwas – sie leben ja nur einen Tag!« Das kurze Leben der Schmetterlinge ist in Wirklichkeit ein Mythos, aber was auch immer diese Insekten füreinander empfinden, ich bezweifle, dass es viel mit Empathie zu tun hat. Natürlich wollte der Dalai Lama mit seinen Fragen auf etwas ganz Bestimmtes hinaus: Alle Tiere tun das, was

am besten für sie und ihren Nachwuchs ist. So gesehen ist alles Leben fürsorglich – vielleicht nicht bewusst fürsorglich, aber dennoch fürsorglich. Von hier aus leitete der Dalai Lama elegant zu seiner These über, nämlich, dass Mitgefühl zu den grundlegenden Dingen gehört, um die es im Leben eigentlich geht.

Besuch bei Mama

Anschließend wandte sich das Forum anderen Fragen zu, etwa wie sich Mitgefühl im Gehirn buddhistischer Mönche mit jahrzehntelanger Meditationserfahrung messen lässt. Richard Davidson von der Universität Wisconsin erzählte, dass seine Probanden – tibetanische Mönche und Laienbuddhisten – zunächst keinen Sinn darin sahen, an einer neurowissenschaftlichen Studie teilzunehmen, weil Mitgefühl ihrer Meinung nach nicht im Gehirn stattfand, sondern im Herzen! Alle fanden das lustig, und die Mönche im Publikum bogen sich vor Lachen. Aber die Probanden lagen gar nicht so falsch, denn bei seinen Forschungen entdeckte Davidson tatsächlich einen Zusammenhang zwischen Kopf und Herz: Die »Mitgefühlsmeditation« hatte zur Folge, dass sich die Herzfrequenz der meditationserfahrenen Probanden beschleunigte, wenn man ihnen die Stimmen leidender Menschen vorspielte.⁶

Ich musste an die Gänse denken. Gleichzeitig saß ich da und staunte über dieses verheißungsvolle Zusammentreffen kluger Köpfe. Im November 2005 hatte der Dalai Lama selbst dazu aufgerufen, den Dialog zwischen Wissenschaft und Religion zu vertiefen. Auf der Jahrestagung der Society of Neuroscience in Washington hatte er vor Zehntausenden Wissenschaftlern darauf hingewiesen, wie schwierig es für die Gesellschaft sei, mit ihren bahnbrechenden Forschungsergebnissen mitzukommen: »Offensichtlich kann unser moralisches Denken nicht mit dem rasanten Tempo Schritt halten, mit dem wir neues Wissen erwerben und Macht gewin-

nen.«⁷ Wie wohltuend, dass hier zur Abwechslung mal nicht der Versuch unternommen wurde, einen Keil zwischen Religion und Wissenschaft zu treiben!

Dieses Thema ging mir durch den Kopf, als ich in jener Woche nach Europa aufbrach. Kaum hatte ich den Segen des Dalai Lama erhalten, eine *Khata* (einen langen Schal aus weißer Seide) um den Hals gelegt bekommen und das Oberhaupt der Tibeter – umringt von schwer bewaffneten Sicherheitsleuten – in seiner Limousine davonfahren sehen, da war ich auch schon unterwegs nach Gent, einer schönen alten Stadt im flämischen Teil Belgiens. Diese Region ist kulturell enger mit dem südlichen Teil der Niederlande – wo ich herkomme – verbunden, als beide mit dem nördlichen Teil, den wir Holland nennen. Zwar sprechen wir alle dieselbe Sprache, aber Holland ist calvinistisch geprägt, während die südlichen Provinzen überwiegend katholisch geblieben sind. Das haben wir den Spaniern zu verdanken, die uns im 16. Jahrhundert den Herzog von Alba und die Inquisition bescherten – und zwar nicht die alberne Inquisition à la *Monty Python* (»Niemand rechnet mit der Spanischen Inquisition!«), sondern eine von der Sorte, die einem sofort echte Daumenschrauben anlegte, wenn man es wagte, die Jungfräulichkeit Marias infrage zu stellen. Da die Inquisitoren den vermeintlichen Ketzern offiziell keine blutenden Wunden zufügen durften, wandten sie besonders gern das *Strappado* an, bei dem das Opfer an den hinter dem Rücken gefesselten Handgelenken aufgehängt wurde, oftmals mit Gewichten an den Füßen. Diese Prozedur ist so schmerzhaft, dass man bereitwillig von der Vorstellung ablässt, es gäbe einen Zusammenhang zwischen Sex und Empfängnis. In den letzten Jahren hat der Vatikan einige Anstrengungen unternommen, um das schlechte Image der Inquisition aufzubessern – schließlich habe sie nicht *jeden* Ketzler getötet, und außerdem habe sie sich streng an die Verfahrensvorschriften gehalten –, aber die Jesuiten, die mit dieser Kampagne beauftragt waren, hätten ein paar Trainingseinheiten in Sachen Mitgefühl vertragen können.

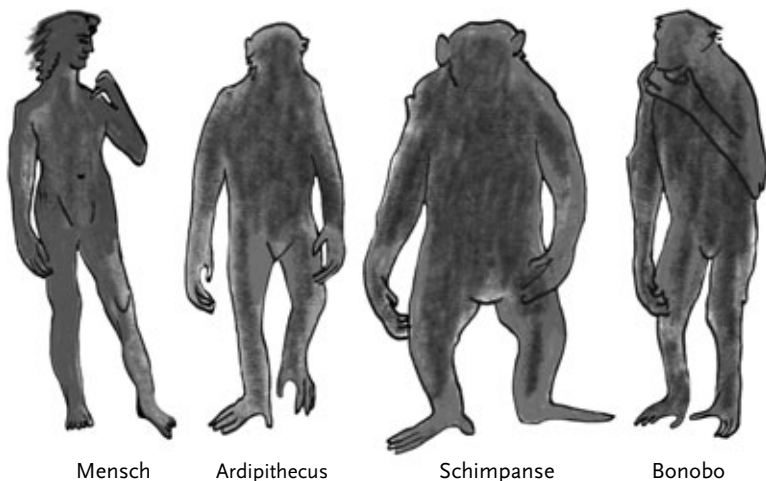
Übrigens erklärt dieser Teil der niederländischen Geschichte auch, warum man hierzulande vergeblich nach Gemälden von Hieronymus Bosch sucht. Die hängen fast alle im Museo Nacional del Prado in Madrid. Vermutlich hat der »Eiserne Herzog« in seiner Eigenschaft als Statthalter der Spanischen Niederlande den *Garten der Lüste* erbeutet, als er den Prinz von Oranien 1568 zum Gesetzlosen erklärte und seinen gesamten Besitz konfiszierte. Der Herzog hinterließ das Meisterwerk seinem Sohn, von dem es in Besitz des spanischen Staates überging. Die Spanier verehren den Maler, den sie »El Bosco« nennen und dessen rätselhafte Bilderwelten Künstler wie Joan Mirò und Salvador Dalí inspiriert haben. Bei meinem ersten Besuch im Prado konnte ich Boschs Werke nicht richtig genießen, weil ich in ihnen hauptsächlich »koloniale Beutekunst« sah. Man muss dem Museum zugutehalten, dass es den *Garten der Lüste* unlängst in hochauflösender Qualität digitalisiert hat; über Google Earth kann ihn jetzt jeder »besitzen«.

Im Anschluss an meinen Vortrag in Gent luden mich ein paar Kollegen spontan zu einem Besuch des Tierparks Planckendael ein, einer Außenstation des Zoos von Antwerpen, der auf die weltweit älteste Geschichte der Bonobo-Zucht zurückblickt. Da Bonobos in den ehemaligen belgischen Kolonien beheimatet sind, ist ihre Gegenwart in Planckendael nicht weiter verwunderlich. Einige Exemplare dieser Spezies wurden, tot oder lebendig, aus Afrika nach Belgien verfrachtet – noch eine Form von kolonialem Beutezug. Aber vielleicht hätten wir diese seltene Menschenaffenart sonst nie kennengelernt. Entdeckt wurde sie 1929 in einem belgischen Kolonialmuseum ganz in der Nähe von Planckendael, wo ein deutscher Anatom den Staub von einem kleinen runden Schädel blies, welchen man zunächst einem jungen Schimpansen zugeordnet hatte. Doch der Wissenschaftler erkannte, dass der Schädel von einem erwachsenen Individuum mit einem ungewöhnlich kleinen Schädel stammte. Schnurstracks verkündete der deutsche Anatom, er sei auf eine neue Unterart des Schimpansen gestoßen. Seine Entde-

ckung wurde jedoch schon bald von der noch bedeutsameren eines amerikanischen Kollegen in den Schatten gestellt, der behauptete, bei dem Fund handle es sich nicht um eine Schimpansen-Unterart, sondern um eine völlig neue Art, die erstaunliche Ähnlichkeiten mit der menschlichen Anatomie aufwies. Bonobos sind zierlicher gebaut als andere Menschenaffen und haben längere Beine. Die neue Art wurde derselben Gattung – »Pan« – zugeordnet wie die Schimpansen. Den Rest ihres langen Lebens verbrachten die beiden Wissenschaftler in einer erbitterten Rivalität darüber, wer von ihnen die sensationelle Entdeckung als Erster gemacht hatte. Ich habe selbst erlebt, wie der Amerikaner bei einem Symposium über Bonobos aufstand und mit einer vor Entrüstung bebenden Stimme verkündete, er sei vor einem halben Jahrhundert um seinen »Platz in der taxonomischen Literatur betrogen« worden.⁸

Der deutsche Wissenschaftler hatte seine Ergebnisse auf Deutsch veröffentlicht, der Amerikaner auf Englisch – dreimal dürfen Sie raten, wer von beiden öfter zitiert wird. Viele Sprachen geraten gegenüber dem allgegenwärtigen Englisch ins Hintertreffen, aber im Tierpark Plankendael plauderte ich fröhlich auf Niederländisch, das mir trotz der vielen Jahrzehnte, die ich im Ausland verbracht habe, immer noch den Bruchteil einer Sekunde früher über die Lippen kommt als jede andere Sprache. Während ein junger Bonobo an einem Seil hin und her schwang und unsere Aufmerksamkeit erregte, indem er jedes Mal gegen die Glasscheibe schlug, wenn er in unser Sichtfeld geriet, unterhielten wir uns darüber, wie sehr sein Gesichtsausdruck dem eines lachenden Menschen glich. Er hatte sichtlich Spaß, vor allem, wenn wir zurückhüpften und so taten, als hätte er uns erschreckt. Heute können wir uns kaum vorstellen, dass die beiden Pan-Arten einst in einen Topf geworfen wurden. Es gibt eine berühmte Fotografie, die den amerikanischen Primatologen Robert Yerkes mit zwei jungen Menschenaffen auf dem Schoß zeigt, von denen er dachte, sie seien beide Schimpansen. Das war, bevor die Bonobos entdeckt wurden. Yerkes war jedoch aufgefal-

len, dass einer der beiden Affen viel empfindsamer und empathischer, vielleicht sogar intelligenter war als alle anderen, die ihm bislang begegnet waren. In seinem 1925 veröffentlichtem Buch *Almost Human* (»Beinahe menschlich«) nannte er diesen vermeintlichen Schimpansen ein »menschenähnliches Genie«, ohne zu wissen, dass er einen der ersten lebenden Bonobos in der westlichen Welt vor sich hatte.



Im Laufe der menschlichen Evolution machte der aufrechte Gang längere Beine erforderlich. Von allen Menschenaffen ähnelt das Arm-Bein-Längenverhältnis des Bonobos am meisten dem unseres Vorfahren Ardipithecus. (Die Zeichnung ist nicht maßstabsgetreu: Der moderne Mensch ist größer als die übrigen Primaten.)

Die Bonobo-Kolonie in Planckendael unterscheidet sich schon allein dadurch von den Schimpansen, dass sie von einer Frau* angeführt wird. Der Biologe Jeroen Stevens erzählte mir, wie sich die Atmosphäre in der Gruppe entspannt hatte, seitdem die langjäh-

* Anm. d. Übers.: Auf Wunsch des Autors werden Menschenaffen im Folgenden nicht, wie üblich, als »Männchen«, »Weibchen« und »Jungtiere«, sondern als »Männer«, »Frauen« und »Kinder« bezeichnet, um die Distanz zum Menschen auch auf sprachlicher Ebene zu verringern.

rige Alphafrau, eine wahre »eiserne Lady«, in einen anderen Zoo umgesiedelt worden war. Sie hatte die meisten anderen Bonobos tyrannisiert, vor allem die Männer. Die neue Alphafrau hatte einen freundlicheren Charakter. Der Austausch von weiblichen Tieren zwischen den Zoos ist eine neue und empfehlenswerte Praxis, die dem natürlichen Gruppenmuster der Bonobos entgegenkommt. In der freien Wildbahn bleiben die Söhne bis ins Erwachsenenalter bei ihrer Mutter, während die Töchter die Gruppe verlassen.

Lange Zeit schoben die Zoos die männlichen Tiere hin und her und richteten so ungeheuren Schaden an, weil die Bonobomänner ohne ihre Mütter aufgeschmissen sind. Am Ende mussten diese armen, wehrlosen Bonobos meist getrennt von der Gruppe außerhalb des Ausstellungsbereichs der Zoos gehalten werden, damit ihnen nichts zustieß. Seit man sie bei ihren Müttern lässt und ihre Bindung akzeptiert, werden viele Probleme vermieden.

Bonobos sind also keineswegs friedliche Engel. Die Bonobomänner sind richtige »Mamasöhnchen«, was ihren männlichen Verwandten unter den Menschen gar nicht passt: Manche Männer empfinden die matriarchalische Sozialstruktur der Bonobos und die »verweichlichten« männlichen Tiere geradezu als Beleidigung. Nach einem Vortrag in Deutschland meldete sich einer meiner Zuhörer, ein älterer Professor, zu Wort und blaffte: »*Was stimmt denn nicht mit diesen Männchen?*« Das Schicksal der Bonobos will es, dass sie zu einem Zeitpunkt auf der wissenschaftlichen Bildfläche erschienen, als Anthropologen und Biologen eifrig mit Gewalt und Kriegführung beschäftigt waren und wenig Interesse an den friedlichen Eigenschaften unserer nächsten Verwandten zeigten. Da niemand sie so recht einordnen konnte, wurden die Bonobos rasch zum schwarzen Schaf der Literatur über die menschliche Evolution. Ein amerikanischer Anthropologe hat sogar empfohlen, sie einfach zu ignorieren, da sie ja ohnehin fast ausgestorben seien.⁹

Einer Spezies ihren unmittelbar bevorstehenden Untergang an-

zukreiden, ist ungewöhnlich. Stimmt etwas nicht mit den Bonobos? Sind sie schlecht angepasst? Auf der anderen Seite sagt das Aussterben einer Art nichts über ihre ursprüngliche Anpassungsfähigkeit aus. Der Dodo kam wunderbar zurecht, bis Seeleute auf Mauritius landeten und in diesem flugunfähigen Vogel eine leicht zu erbeutende (wenngleich nicht besonders wohlschmeckende) Mahlzeit sahen. Ebenso müssen unsere frühen Vorfahren in ihren jeweiligen Zeitaltern gut angepasst gewesen sein – und doch hat keiner von ihnen die Jahrtausende überdauert. Sollten wir uns deshalb nicht mit ihnen befassen? Wohl kaum. Jedes Mal, wenn eine noch so winzige Spur unserer Vergangenheit entdeckt wird, löst das einen Medienrummel aus, was vielleicht auch daran liegt, dass diese Fossilien Namen wie Lucy oder Ardi bekommen und somit personalisiert werden.

Ich schätze die Bonobos, gerade *weil* sie sich von den Schimpansen unterscheiden und unser Verständnis der menschlichen Evolution dadurch bereichern. Sie zeigen, dass unsere Entwicklungsgeschichte nicht nur durch männliche Dominanz und Xenophobie geprägt ist, sondern auch durch ein ausgeprägtes Harmoniebedürfnis und Einfühlungsvermögen. Da die Evolution sowohl über die männliche als auch die weibliche Abstammungslinie stattfindet, gibt es keinen Grund, den Fortschritt des Menschen allein daran zu messen, wie viele Schlachten unsere männlichen Vorfahren gegen andere Hominine gewonnen haben.¹⁰ Es würde nicht schaden, die weibliche Linie, aber auch den Sex, stärker ins Blickfeld zu rücken. Denn soweit wir wissen, hat der Mensch andere Gruppen nicht durch Kriege ausgeradiert, sondern durch Fortpflanzung weggezüchtet. Der moderne Mensch hat Neandertaler-DNA in seinem Erbgut, und es würde mich nicht wundern, wenn wir noch weitere hominine Gene in uns trügen. So gesehen erscheint das Wesen der Bonobos gar nicht so fremd.

Ich verabschiedete mich von diesen einfühlsamen Menschenaffen und fuhr weiter nach Arnheim in den Niederlanden. Im dor-

tigen Zoo hat meine Laufbahn als Primatologe vor mehr als vier Jahrzehnten mit der Erforschung der anderen Pan-Spezies begonnen. Der deutsche Professor würde Schimpansen lieben, denn bei ihnen sind die Männer die uneingeschränkten Herrscher. Außerdem wetteifern sie ständig untereinander, und ihre Rankämpfe sind so ausgeklügelt, dass ich ein Buch nur über »Schimpansenpolitik« geschrieben habe (*Chimpanzee Politics*; dt. *Unsere haarigen Vettern*, 1983), in dem ich beschreibe, wie sie anderen Honig ums Maul schmieren und intrigieren. Als Student las ich Machiavelli, um Einblicke zu gewinnen, die Biologie-Lehrbücher nicht bieten konnten. In jener turbulenten Zeit, als ich noch im Zoo von Arnheim arbeitete, wurde einer der männlichen Schimpansen von seinen Artgenossen getötet, und dieses Erlebnis verfolgt mich bis heute, nicht zuletzt, weil die Angreifer ihm auf grausame Weise die Hoden abrissen. Im Laufe der Jahre sind auch die anderen Männer alle gestorben, aber ihre Söhne, die jetzt erwachsen sind, gehören noch zu der Kolonie. Sie sehen ihren Vätern nicht nur verblüffend ähnlich, sondern hören sich auch an wie sie, wenn sie johlen oder schreien. Schimpansen haben unverwechselbare Stimmen: Ich konnte damals alle fünfundzwanzig Individuen allein anhand ihrer Rufe auseinanderhalten. Diese Menschenaffen sind mir sehr vertraut, und ich finde sie absolut faszinierend, aber ich mache mir keine Illusionen über ihre »Nettigkeit«, auch wenn sie auf die meisten Menschen einen freundlichen Eindruck machen. Schimpansen nehmen ihre Machtkämpfe sehr ernst und schrecken nicht davor zurück, ihre Rivalen zu töten. Es ist auch vorgekommen, dass sie Menschen angegriffen, getötet oder ihnen das Gesicht weggebissen haben. In den USA hat es solche Fälle zum Beispiel bei Schimpansen gegeben, die als Haustiere gehalten wurden. Aber wenn man ein wildes Tier in einer Umgebung hält, in der die Gefahr besteht, dass sexuelle Eifersucht und Dominanzstreben durch unsere eigene vergleichsweise schwache Spezies ausgelöst werden, sind solche Tragödien vorprogrammiert. Ein einzelner männlicher

Schimpanse hat eine solche Muskelkraft (ganz zu schweigen von seinen dolchartigen Fangzähnen und seinen »vier Händen«), dass selbst ein Team von fünf starken Männern nicht in der Lage ist, ihn festzuhalten. Schimpansen, die unter Menschen aufgewachsen sind, wissen das genau.

Die Schimpansinnen aus meiner Zeit in Arnheim sind dagegen fast alle noch am Leben, darunter auch die beeindruckende Matriarchin der Kolonie, die »Mama« heißt. Anders als bei den Bonobos herrschen die Schimpansinnen nicht über die Gruppe, aber Mama ist seit eh und je das Alphetier unter den weiblichen Mitgliedern der Kolonie. In ihrer Glanzzeit mischte Mama aktiv in den Machtkämpfen der Männer mit. Sie warb um die Unterstützung der Frauen für einen bestimmten Schimpansen, und wenn dieser dann tatsächlich an die Spitze der Rangordnung gelangte, war er der Schimpansendame etwas schuldig. Der neue Chef hütete sich davor, sich mit Mama anzulegen, denn das konnte das Ende seiner Laufbahn bedeuten. Mama ging so weit, andere Schimpansinnen zu bestrafen, wenn sie es wagten, für einen Schimpansen Partei zu ergreifen, der ihr nicht zusagte. Sie verhielt sich wie eine echte Fraktionsführerin. Körperlich dominieren die Schimpansenmänner die Frauen, aber das heißt noch lange nicht, dass die Schimpansenfrauen nichts von Politik verstehen und sich aus diesen Dingen raushalten. In der freien Wildbahn ist das zwar oft der Fall, nicht aber im vergleichsweise engen Lebensraum im Zoo von Arnheim. Dort hält sich das Machtgefälle zwischen den Geschlechtern in Grenzen. Da alle Schimpansinnen ständig anwesend sind, unterstützen sie sich gegenseitig, und kein Mann kommt an diesem weiblichen Machtblock vorbei.

Ich hatte immer ein gutes Verhältnis zu Mama. Jedes Mal, wenn sie mich sieht, begrüßt sie mich mit einer Mischung aus Respekt und Zuneigung. Das hat sie in all den Jahren immer getan und tut es auch jetzt noch, sobald sie mein Gesicht unter den Besuchern erkennt. Ich komme alle paar Jahre nach Arnheim und nehme mir

jedes Mal Zeit für ein bisschen gegenseitige Fellpflege mit Mama, aber dieses Mal hatte ich fast hundert Personen im Schlepptau, die alle an einem Symposium im Tagungszentrum des Zoos teilnahmen. Als wir zu der Affeninsel hinaufliefen, kamen Mama und eine andere alte Schimpansendame namens Jimmy sofort nach vorne, um mich zu begrüßen. Sie gaben leise Grunzlaute von sich, und Mama streckte mir aus der Entfernung ihre Hand entgegen. Diese »Komm-her«-Geste verwenden die Schimpansinnen in der Regel, wenn sie aufbrechen und ihre Kinder dazu auffordern, auf ihren Rücken zu springen. Ich machte dieselbe Geste zurück, und später half ich dem Pfleger bei der Fütterung der Schimpansen. Ich warf Obst über den Wassergraben und achtete darauf, dass Mama, die nicht mehr die Schnellste ist und die Orangen nicht so geschickt aus der Luft fängt wie die anderen, genügend abbekam.

Das blieb den anderen Schimpansen natürlich nicht verborgen, und Mamas erwachsene Tochter Moniek wurde eifersüchtig. Sie schlich sich heran, hob einen schweren Stein auf und warf ihn aus einer Entfernung von circa zwölf Metern in meine Richtung. Monieks parabolischer Wurf hätte schlimme Folgen haben können: Der Stein hätte mich am Kopf getroffen, wenn ich sie nicht im Auge behalten hätte. Ich fing den Stein aus der Luft auf. Moniek kam zur Welt, als ich noch im Zoo arbeitete, und ich habe oft beobachtet, wie sehr es sie in Rage bringt, wenn ihre Mutter mir Aufmerksamkeit schenkt. Wahrscheinlich kann sie sich nicht an mich erinnern und hat keine Ahnung, warum Mama diesen Fremden wie einen alten Freund begrüßt. Besser ihn mit etwas bewerfen! Manche Leute sind der Auffassung, das gezielte Werfen sei eine rein menschliche Spezialisierung, die mit der Sprachevolution zusammenhängt. Ich habe Verfechter dieser Theorie dazu eingeladen, am eigenen Leib auszuprobieren, wozu Schimpansen in der Lage sind, aber ich konnte keine Freiwilligen finden. Wahrscheinlich wissen sie, dass Menschenaffen nicht nur mit Steinen werfen, sondern manchmal auch mit übelriechenden Körpererzeugnissen.